



G. Zupis.

ZUR ERINNERUNG AN HANS ZEISS

VON KURT BÖHNER

Jedes über das Leben seines Schöpfers hinausweisende Werk wirkt auf zweierlei Art: Zunächst unmittelbar, indem es Einfluß nimmt auf die Zeit, aus der und für die es entstanden ist, dann aber auch mittelbar, indem es anregend oder zum Widerspruch reizend in das Schaffen anderer eingeht und in diesem noch fortlebt, wenn das Neue, das es selbst einst brachte, lange verwandelt oder gar vergessen ist. Wenn die unmittelbare Wirkung wissenschaftlicher Arbeiten in unserer eiligen Zeit immer kürzer wird, weil vielfältige Spezialforschungen unser Wissen auf allen Fachgebieten von Tag zu Tag vermehren und verändern, so gibt es doch auch heute noch Werke, denen eine lange und tiefe Nachwirkung beschieden ist. So haben die Arbeiten von H. Zeiss nicht nur bei ihrem Erscheinen dankbare Anerkennung gefunden, sondern sie haben in ihrer konsequenten Verbindung historischer und archäologischer Fragestellungen neue Wege zur Auswertung der frühmittelalterlichen Bodenaltertümer als Geschichtsquellen gewiesen, die die weitere Forschung maßgebend bestimmt haben. Mit Recht hat J. Werner in der Würdigung, die er Zeiss in den „Biographischen Beiträgen zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ zuteil werden ließ, sein Lebenswerk folgendermaßen gekennzeichnet: „Mit dieser planmäßigen Sammlung (der schriftlosen Denkmäler der germanischen Frühzeit) in der Schriftenreihe ‚Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit‘, mit zahlreichen Einzeluntersuchungen und einer ausgedehnten akademischen Lehrtätigkeit begründete Zeiss in Deutschland das Fach der frühmittelalterlichen Archäologie im eigentlichen Sinne und wurde der unbestrittene Meister dieser historischen Hilfswissenschaft.“ Sein allzu früher Tod hat es ihm nicht vergönnt, das begonnene Werk zu vollenden und war für die weitere Entwicklung seines Fachgebietes ein unersetzlicher Verlust. So möge der 70. Geburtstag des hervorragenden Mannes ein Anlaß sein, seiner in Dankbarkeit und Verehrung zu gedenken.

In dem seiner Dissertation über „Reichsunmittelbarkeit und Schutzverhältnisse der Zisterzienser-Abtei Ebrach vom 12. bis 16. Jahrhundert“ angefügten Lebenslauf berichtet der 31jährige über sich selbst: „Am 21. Februar 1895 wurde ich als Sohn des Kgl. Bayer. Premierleutnants Zeiss und seiner Ehefrau Lilli geb. Lang zu Straubing geboren. Ich bin bayrischer Staatsangehöriger und dem Bekenntnis nach evangelisch-lutherisch. Die Volksschule besuchte ich zu Fürstenfeldbruck, darauf das Theresiengymnasium zu München, das Alte und Neue Gymnasium zu Regensburg und das Gymnasium zu Amberg. Das Reifezeugnis erhielt ich am 14. Juli 1914 vom Neuen Gymnasium zu Regensburg. Nach Kriegsausbruch trat ich beim Kgl. Bayer. 11. Infanterieregiment ‚Von der Tann‘ ein, von dem ich schon früher als Fahnenjunker angenommen worden war. Ich wurde verwundet und zum Offizier befördert. Ende 1916 geriet ich in englische Gefangenschaft, aus der ich erst im November 1919 heimkehrte. Dann wandte ich mich dem Studium zu, dem

ich vom Wintersemester 1919/20 bis zum Sommersemester 1922 an der Universität in München oblag. Im Herbst 1921 und 1922 legte ich zu München den ersten Abschnitt der Lehramtsprüfung für Deutsch, Geschichte und Englisch ab, im Juli 1923 den zweiten Abschnitt am Alten Gymnasium Regensburg, wo ich seit Herbst 1922 dem Pädagogischen Seminar angehörte. Von Ostern 1923 bis Ostern 1925 war ich Lehrer am Lietz'schen Landerziehungsheim Schloß Bieberstein bei Fulda. Seit Sommersemester 1925 konnte ich meine Studien in München fortsetzen, die vor allem der vorliegenden Arbeit galten.“

Wir können die äußeren Daten dieses Lebenslaufes ergänzen: 1928 eine halbjährige Studienreise nach Südfrankreich, Spanien und Portugal zur Aufnahme der westgotischen Grabfunde, 1929 Ernennung zum Assistenten und 1931 zum zweiten Direktor bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt, 1931 ebendort Habilitation für das Fach der mittelalterlichen Geschichte und der germanischen Altertumskunde, 1935 Berufung auf das neu geschaffene Ordinariat für Vor- und Frühgeschichte an der Universität München. Am 6. Mai 1942 rückte Hans Zeiss wiederum zum Heeresdienst ein und starb als Hauptmann am 30. August 1944 nach einer schweren Verwundung, die er beim Zusammenbruch der deutschen Front in Rumänien erhalten hatte.

Schon dieser kurze Überblick über den äußeren Verlauf seines Lebens zeigt, daß es Hans Zeiss nicht beschieden war, in einer ruhigen Zeit zu reifen und seine Kräfte zu entfalten. Kurz nach dem Abitur brach der Erste Weltkrieg aus und über 7 Jahre seines Lebens war er Soldat. Aber auch die Zeit zwischen den beiden Kriegen, die ihm zum Schaffen vergönnt war, war mit einer heute kaum mehr vorstellbaren äußeren und inneren Not erfüllt. Während ein großer Teil des Volkes die Rettung darin sah, die alten Ordnungen durch die Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins wieder herzustellen, sah ein anderer die Zukunft in radikalen Änderungen ganz entgegengesetzter Art. Das Anwachsen der wirtschaftlichen Not verschärfte die politischen, weltanschaulichen und kulturellen Auseinandersetzungen aufs äußerste, und naturgemäß fanden diese Kämpfe sowohl in den Betrachtungsweisen der historischen Wissenschaften als auch in den Erziehungsprogrammen der Schulen einen unmittelbaren Niederschlag. Für wissenschaftliche Arbeiten waren überdies nur sehr geringe Mittel vorhanden und die damals fast noch ausschließlich an Museen und Denkmalämtern tätigen Vertreter der heimischen Altertumskunde waren dankbar, daß sie ihren Aufgaben mit Hilfe der überall im Lande tätigen Heimatfreunde halbwegs gerecht werden konnten. Wenn sich nach Hitlers Regierungsantritt die wirtschaftliche Not zunächst auch milderte und besonders für die Vor- und Frühgeschichte als „hervorragend nationale Wissenschaft“ mancherlei Mittel zur Verfügung standen, so drohten doch gerade diesem Fach dadurch auch besondere Gefahren, daß man bestrebt war, seine Forschungen im Sinne der politischen Propaganda zu beeinflussen. Wenn es Hans Zeiss möglich war, trotz aller Nöte der Zeit in einem ihren Schwankungen besonders ausgesetzten Fach ein achtunggebietendes wissenschaftliches Werk zu vollbringen, so verdankt er das nicht nur seiner großen historischen und archäologischen Begabung, sondern ebenso seiner Fähigkeit, das Mögliche klar zu erkennen und seine Kräfte mit

äußerster Selbstbeherrschung und Energie auf dessen Verwirklichung zu konzentrieren. Schon auf den Gymnasiasten hatten die Denkmäler der heimatlichen Geschichte — unter ihnen besonders das alte Regensburg — eine große Anziehungskraft ausgeübt. Die Beschäftigung mit historischen Fragen erfuhr eine lebhaftere Förderung dadurch, daß er noch im Gymnasium dem Wandervogel beitrug und versuchte, sein Vaterland und dessen Vergangenheit auf Wanderungen mit gleichgestimmten Freunden kennenzulernen. Mit großer Freude schloß er sich auch der von Kurat Frank in Kaufbeuren getragenen Heimatbewegung an und blieb dem von ihm hochverehrten Herausgeber der „Deutschen Gaue“ zeitlebens in Freundschaft verbunden. 1914 und 1921 erwanderte er mit ihm weite Strecken des römischen Limes in Raetien, und aus dieser Wanderung ist auch seine erste Veröffentlichung hervorgegangen, ein Wanderführer „Über die römische Grenzmark von der Donau bis zur württembergischen Grenze“, der 1920 als Sonderheft der „Deutschen Gaue“ erschien. Er hatte das Ziel, „die wanderfrohe Jugend durch ein schönes Stück deutschen Landes zu führen, um an der alten Völkerscheide eine große Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge erstehen zu lassen und sie zu lehren, diese zu verstehen“. Das Bestreben, bestimmte Bereiche des historischen Geschehens gründlich kennenzulernen und von ihnen aus ihre größeren Zusammenhänge zu verstehen, ist für die Arbeitsweise von Hans Zeiss von Anfang an kennzeichnend gewesen. So wählte er auch als Thema für seine Dissertation ein verhältnismäßig begrenztes Problem aus der bayerischen Geschichte: „Reichsunmittelbarkeit und Schutzverhältnisse der Zisterzienser-Abtei Ebrach vom 12. bis 16. Jahrhundert“. In knapper und kritischer Diktion sind in dieser Arbeit Auseinandersetzungen zwischen Kräften dargestellt, die tiefe historische Wurzeln haben: dem aus den religiösen Grundsätzen des Zisterzienserordens hervorgegangenen Bestreben, seine Klöster unabhängig von der Oberhoheit weltlicher und geistlicher Fürsten zu halten, und andererseits der politisch bedingten Absicht des Hochstiftes Würzburg, sich die wohlhabende Abtei untertan zu machen, die diesem Schicksal — allerdings vergeblich — zu entgehen versuchte, indem sie sich dem Schutze des Papstes und des Kaisers unterstellte. Die Anregung zu dieser Arbeit hatte M. Doeberl, der Ordinarius für Bayerische Geschichte, gegeben. Außer ihm fühlte sich Zeiss von seinen akademischen Lehrern vor allem K. v. Amira (Rechtsgeschichte), Paul Lehmann (mittellateinische Philologie), P. Joachimsen (neuere Geschichte), J. Schick (Anglistik), C. v. Kraus (Germanistik) verbunden. Die Jahre nach der 1926 erfolgten Promotion verbrachte H. Zeiss im Vorbereitungsdienst für das Lehramt in München, wobei er zeitweise allerdings zur Mitarbeit am historischen Atlas der Pfalz und am Bayerischen Flurnamenarchiv beurlaubt war. Damals entstanden noch einige Studien, die wiederum dem bayerischen und süddeutschen Raume gewidmet sind: Eine Quellensammlung für die Geschichte des bayerischen Stammesherzogtums bis 750, eine Arbeit über die Donaugermanen in der Vita Severini und eine weitere über die Nordgrenze des Ostgotenreiches. Diese Arbeiten zeigen deutlich, wie die Beschäftigung gerade mit den frühen Abschnitten des Mittelalters Zeiss mehr und mehr in ihren Bann zog. Daß er sich hierbei in zunehmendem Maße auch dem Studium der Altertümer zu-

wandte, erweist eine 1927 erschienene Studie über „Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Gegend von Regensburg“. In dieser ist auch Paul Reinecke Dank gesagt, der Zeiss in den von ihm im kleinen privaten Kreise veranstalteten Vorlesungen mit den Methoden der prähistorischen Archäologie vertraut gemacht hatte. Die Arbeit über die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Gegend von Regensburg sollte für die weitere wissenschaftliche Laufbahn von Hans Zeiss von entscheidender Bedeutung werden. Er hatte sie dem damaligen ersten Direktor der Römisch-Germanischen Kommission Friedrich Drexel geschickt und dieser erkannte aus ihr die gleichermaßen archäologische wie historische Begabung ihres Verfassers. Dieser schien ihm wie kein anderer geeignet für die Bearbeitung der frühmittelalterlichen Bodenfunde, deren Erforschung nach dem allzu frühen Tode Eduard Brenners im Ersten Weltkriege völlig verwaist war. Auf Drexels Anregung erhielt Zeiss 1928 ein halbjähriges Reisestipendium der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, um in Südfrankreich, Spanien und Portugal die westgotischen Grabfunde aufzunehmen. 1929 wurde er dann Assistent und 1931 zweiter Direktor der Römisch-Germanischen Kommission. In deren Dienst hatte er nun endlich die Möglichkeit, frei von den Anforderungen des Schuldienstes seiner wissenschaftlichen Arbeit zu leben, wobei freilich die täglichen Aufgaben des Institutes einen großen Teil seiner Arbeitskraft in Anspruch nahmen. 1931 war die Bearbeitung der westgotischen Funde abgeschlossen und im gleichen Jahre konnte sich Zeiss mit ihr bei Fedor Schneider an der Universität Frankfurt für das Fach der mittelalterlichen Geschichte und germanischen Altertumskunde habilitieren. Das Buch erschien 1934 als zweiter Band der jetzt von ihm herausgegebenen Reihe „Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit“.

Der Vergleich des Westgotenbuches mit dem als erstem Band der Reihe erschienenen Alamannenwerk von Veeck zeigt deutlich den erheblichen methodischen Fortschritt, den wir Hans Zeiss verdanken. Die Arbeit von Veeck hat zweifellos das große Verdienst, zum ersten Mal das Fundmaterial einer größeren Landschaft geschlossen vorgelegt zu haben. Die Behandlung der einzelnen Fundgruppen erschöpft sich jedoch weitgehend noch in einer beschreibenden Übersicht, ohne daß eine strenge typologische Gliederung oder gar die Ausscheidung zeitlicher Horizonte durch die Auswertung geschlossener Grabfunde angestrebt wäre. Der Beitrag, den die Altertümer so zur frühen Geschichte der Alamannen leisten konnten, war deshalb nur sehr allgemeiner, die Aussagen der historischen Quellen illustrierender Art. In Zeiss' Westgotenbuch dagegen finden sich sehr gewissenhafte Analysen der einzelnen Altertümergeuppen, auf deren Grundlage eine selbständige chronologische und typologische Auswertung des archäologischen Fundgutes möglich war, deren Ertrag jener der historischen Quellen ergänzend an die Seite gestellt werden konnte. An dieser Arbeit war es Zeiss klar geworden, daß die wichtigste Voraussetzung für jede Verwendung des reichen frühmittelalterlichen Fundgutes als historische Quellengruppe darin besteht, ähnlich wie die sorgfältig gesammelten und gesichteten schriftlichen Quellen „auch die schriftlosen Denkmäler der germanischen Frühzeit in planmäßiger Sammlung der wissenschaftlichen Behandlung zu erschließen und damit neue

Bausteine für die Geschichte der Germanen zu gewinnen“. Das Westgotenbuch ist mit seiner Vereinigung von gewissenhafter typologischer Analyse des Fundgutes und seiner auf dieser aufbauenden historischen Interpretation für alle nachfolgenden Editionen größerer frühmittelalterlicher Fundbestände zum Vorbild geworden. Darüber hinaus hat es zum ersten Mal die Fundhinterlassenschaft eines germanischen Stammes aus ihrer bisherigen Isolierung gelöst und ihre vielfältigen Verbindungen mit gleichzeitigen Erscheinungen des Kunsthandwerks im Mittelmeerraum aufgezeigt.

Aber auch die Bearbeitung einzelner Funde hat Zeiss in der folgenden Zeit viel Freude gemacht. Wir verdanken ihm einige Meisterwerke dieser Art, von denen hier nur die Aufsätze über die Fibeln von Mölsheim, Schwellin und Mengen oder der über das Goldblechkreuz von Stabio als Beispiele genannt seien. Bei diesen Arbeiten ging es ihm nie darum, seine virtuose Denkmälerkenntnis zu demonstrieren, sondern es lag ihm viel mehr daran, aus geeigneten Funden neue historische Erkenntnisse zu gewinnen. Das Aufzeigen der weiten Zusammenhänge, die in den Funden einen Ausdruck gefunden haben, war ihm stets wichtiger, als deren bis ins letzte reichende statistische Erfassung. Es ist in diesem Zusammenhange bemerkenswert, daß Zeiss kaum jemals Verbreitungskarten einzelner Typen veröffentlicht hat. Wie wichtig ihm die archäologischen Funde für die Erforschung großer historischer Zusammenhänge waren, erweisen besonders seine grundlegenden Arbeiten über das Problem der Kontinuität zwischen Altertum und Mittelalter oder über das der ethnischen Deutung frühmittelalterlicher Funde. Was wir auf diesem Gebiete noch von ihm zu erwarten hatten, zeigen etwa die Studien zu den Grabfunden aus dem Burgunderreich an der Rhône oder die große, während des Krieges entstandene Studie „Die germanischen Grabfunde des frühen Mittelalters zwischen mittlerer Seine und Loiremündung“. Diese ist noch immer der gewichtigste archäologische Beitrag zu der schwierigen Problematik der fränkischen Landnahme in dem genannten Gebiet und wird auch eine zuverlässige Grundlage aller künftigen Forschung bleiben. Letzten Endes sollten all diese Untersuchungen darin gipfeln, bei einer Neubearbeitung von Ludwig Schmidt's „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung“ der Auswertung der schriftlichen Quellen eine solche der archäologischen Denkmäler zur Seite zu stellen. Wie wichtig ein solches Werk für die gesamte Erforschung des frühen Mittelalters geworden wäre, zeigt die erste, 1940 erschienene Lieferung „Die Westgermanen, II. Teil“, die leider die einzige bleiben sollte.

Angesichts der zuletzt genannten Arbeit spüren wir am deutlichsten, wie jäh der Tod Hans Zeiss' Lebensarbeit unterbrochen hat und wie unersetzlich sein Verlust für das junge Fach der frühmittelalterlichen Archäologie ist. Um so dankbarer dürfen wir sein, daß er kurz bevor er ins Feld zog, noch ein bedeutendes Werk ganz anderer Art vollenden durfte: „Das Heilsbild in der germanischen Kunst des frühen Mittelalters.“ Nachdem er bereits 1939 zusammen mit Helmut Arntz die germanischen Runendenkmäler des Festlandes als eine der wichtigsten Quellengruppen zur germanischen Religionsgeschichte herausgegeben hatte, hat er in seinem letzten Werk versucht, die von mannigfaltigen

Theorien und Fantastereien umwucherten Denkmäler unvoreingenommen zu betrachten und ihrer religiösen Bedeutung vorsichtig tastend nachzuspüren. Das Büchlein, das in seinen zurückhaltenden Formulierungen an Bereiche heranhöhrt, die dem sicheren Wissen immer verschlossen bleiben werden, hat ihn mehr Mühe gekostet, als der Leser ahnen mag. „Knapp formulieren und doch möglichst nichts Wichtiges auszulassen ist schwieriger, als man meint“, schrieb er im Zusammenhang mit dieser Arbeit in einem Brief.

Hans Zeiss hatte den Beruf des Lehrers einst nicht nur aus der Not der Zeit heraus ergriffen, sondern weil er sich zu ihm begabt fühlte. Dieses zeigt sich besonders daran, daß er sich einige Zeit als Lehrer an dem großen idealen Projekt der Landschulheime beteiligte. Anderen den rechten Weg zu zeigen und ihnen zu helfen, war ihm immer ein herzliches Anliegen. Als er 1935 den Ruf auf das neu gegründete Ordinariat für Vor- und Frühgeschichte an der Universität München erhielt, leistete er ihm gern Folge, nicht zuletzt auch deshalb, weil er ihn von Frankfurt wieder zurück in seine bayerische Heimat führte. Der Anfang in München war nicht leicht. Wohl las Ferdinand Birkner noch als ein Patriarch der Vorgeschichte wie schon zu Zeiss' Studentenzeit in regelmäßiger Abfolge im Wintersemester ein Kolleg über die Altsteinzeit und im Sommersemester ein solches über die Jungsteinzeit Bayerns. Mit seinen wenigen Hörern saß er an einem Tisch, die notwendigen Bücher links von sich aufgetürmt, von wo sie dann von Hand zu Hand gingen, um rechts von ihm allmählich wieder einen Turm zu bilden. Friedrich Wagner führte die Studenten in seiner feinen und gewissenhaften Art durch Vorlesungen in die Römerzeit Bayerns ein, hatte aber durch die Belastungen seines Amtes kaum Zeit, sich ihnen mehr zu widmen. Paul Reinecke hielt wohl ab und zu seine bereits erwähnten Vorlesungen im privaten Kreise, zu einer regelmäßigen Unterweisung von Studenten oder gar zu einer systematischen Lehrtätigkeit an der Universität hatte er jedoch nicht die geringste Lust. Die Bibliothek des Institutes, das im 4. Stock der „Alten Akademie“ in der Neuhauser Straße untergebracht war und bei jeder vorbeifahrenden Straßenbahn leise von Grund auf erzitterte, war sehr dürftig und erstreckte sich hauptsächlich auf die ältere und jüngere Steinzeit Bayerns. Auch innerhalb der Universität war die Stellung des neuen Ordinarius zunächst keine einfache, weil er ja ein noch sehr junges Fach vertrat, dem man damals mit Recht und Unrecht ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte. Das Ansehen, das er bald fand, kommt jedoch allein darin zum Ausdruck, daß ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die Kommission für Bayerische Landesgeschichte in München, die Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt und der Verwaltungsrat des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz zum Mitglied wählten und die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte sowie die Sociedad de Antropologia, Etnografia y Prehistoria in Madrid ihn zum Ehrenmitglied ernannten. Allmählich füllten sich auch die Bücherborde des Seminars mit Büchern und Zeitschriften, und Studenten aus allen Teilen Deutschlands fanden sich ein. Als Hauptfachstudenten seien genannt U. Berger, K. Böhner, H. Bott, K. Dethlefsen, M. Franken, O. Hensler, S. Junghans, W. Kuppers, W. Krämer und H. Zürn. Ein be-

sonderes Glück war es, daß einer der begabtesten und hoffnungsreichsten jungen Prähistoriker Assistent des Institutes wurde — Friedrich Holste aus Marburg.

Es war gewiß nicht leicht, diese nach Anlage und Kenntnissen, aber auch nach Lebensart und Anschauungen sehr verschiedenen jungen Menschen zu einem einträchtigen und arbeitsfrohen Seminar zusammenzubringen. Bald aber fühlten sie sich von der ebenso bestimmten wie gütigen Persönlichkeit ihres Lehrers angezogen und ließen sich gern von ihm leiten. Zeiss liebte sowohl auf dem Katheder wie im Seminar eine möglichst einfache und klare Form der Darstellung, die es seinen Hörern leicht machen sollte, das Quellenmaterial kennen zu lernen und gleichzeitig die in ihm verborgenen Zusammenhänge zu verstehen. Längere Referate pflegte er nur in seinen Oberseminaren halten zu lassen, sonst verteilte er nach einem genau ausgearbeiteten Plan von Stunde zu Stunde an die einzelnen Seminarmitglieder kürzere Referate, die dann an einer bestimmten Stelle in den Fortgang der Verhandlungen eingeflochten wurden. So war jeder gezwungen mitzuarbeiten, hatte aber auch die Möglichkeit, ständig am wissenschaftlichen Gespräch teilzunehmen. Bei aller Güte kannte er in seinem Seminar wenig Spaß. Besonders streng und unnachdsichtig verhielt er sich gegen die jugendliche Lust am Kritisieren, wenn diese nicht mit dem notwendigen Respekt vor der Leistung des Anderen verbunden war. Die Mahnung „es ist besser, selbst etwas zu machen als andere zu kritisieren“, klang uns ebenso ständig im Ohr, wie der alte Humanistengrundsatz: „Non iurare in verba magistri!“

Wie bei Hans Zeiss selbst Leben und Forschen auf das engste miteinander verbunden waren, so versuchte er auch, seine Schüler nicht nur in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu fördern, sondern ihnen auch im persönlichen Leben zur Seite zu stehen. Er hat ihnen in mancher Not geholfen und keinem seinen vorsichtigen Rat versagt. Am deutlichsten trat ihnen das freundliche Wohlwollen und die oft mit feiner Ironie verbundene Güte entgegen in den vielen Stunden, die sie mit ihm und seiner Gattin in seinem schönen Heim draußen in Großhesselohe verbringen durften. Dort hat der sonst so zurückhaltende Mann seinen jungen Gästen an manchem Abend auch einmal einen Einblick in sein eigenes Werden und Suchen tun lassen.

Als der Krieg kam und seine Schüler allmählich zum Heeresdienst eingezogen wurden, wußte Hans Zeiss von Anfang an, daß dieser heitere und zukunftsfrohe Kreis sich so nicht mehr zusammenfinden würde. Durch regelmäßige Briefe, Päckchen und Bücher-sendungen blieb die Familie Zeiss mit ihren Studenten stets in Verbindung. Als dann die Nachricht kam, daß K. Dethlefsen, U. Berger, O. Hensler, W. Kuppers und auch F. Holste gefallen seien, war Zeiss tief erschüttert. Als er im Mai 1942 seine Einberufung erhielt, hat er trotz seiner Verwundung aus dem Ersten Weltkrieg nicht versucht, diese abzuwenden, sondern sich dem Kriegsdienst als einer vaterländischen Pflicht unterzogen. Am 30. 8. 1944 ist er in Rumänien nach einer schweren Beinverwundung gestorben. Von seinen letzten Stunden berichtet ein Brief von unbekannter Hand, den die Familie Zeiss 1947 erhielt:

Am 30. August 1944, gegen 9 Uhr früh, brachte man zwei deutsche Soldaten, einen Hauptmann und einen Unteroffizier in den Hof. Diese deutschen Soldaten wurden verwundet, als sie versuchten, mit einem Motorrad zu entfliehen und sich durch die vor-schriftsmäßigen Anrufe eines Offiziers nicht aufhalten ließen. Der Unteroffizier schien erschöpft. Obwohl seine Wunde leicht war, hatte sein Gesicht den Ausdruck eines Sterbenden. Er händigte dem rumänischen Offizier seine Papiere aus, weigerte sich jedoch zu sprechen oder etwas zu trinken oder zu essen.

Der Hauptmann hatte eine sehr schlimme Verwundung unterhalb des Knies. Er verlor ungeheuer viel Blut. Man zog ihm den Schuh aus, man schnitt die Hose ab, man machte den nötigen Verband, aber das Blut floß unaufhaltsam.

Bis zum Eintreffen des Wagens, der ihn in das 7 km entfernt liegende Hospital bringen sollte, da es in nächster Nähe weder Arzt noch Apotheke gab, wurde er im Schatten auf ein Bett gelegt.

Nachdem die Wunde verbunden war, bot ich ihm etwas zu essen an. Er bat um Kaffee mit Milch und trank ihn mit sichtlichem Behagen. Dann bat er: „Darf ich ein wenig Obst verlangen?“ Nach kurzer Zeit bat er um etwas, das das Herz stärkte, und nahm einige Tropfen Cardiazol zu sich.

Sehr ruhig, ganz Herr seiner selbst, ohne eine Klage auszusprechen, schien er sich über die Schwere seiner Verwundung im Klaren zu sein. „Ich glaube, das ist eine sehr schwere Verwundung, ein Beinschuß.“ Ich versuchte ihn zu beruhigen.

Ich mußte dann als Dolmetscher dienen. Zuerst entschuldigte sich der Offizier, weil seine Pflicht ihn gezwungen hatte zu schießen. Auf die Frage: „Warum haben Sie auf unseren Anruf nicht angehalten?“, antwortete der Hauptmann: „Wir mußten die letzte Chance ausnützen, das war nach dem Süden zu fliehen.“ — „Ihre Papiere?“ „Gestern Abend verbrannt.“

Trotz der Bitten, die ich an den Offizier richtete, verlangte er zu meiner großen Enttäuschung vom Hauptmann, daß er ihm alles gebe, was er bei sich trage. Er hatte nichts als seine Uhr, die er selbst losmachte. „Lassen Sie nur, das hat nichts zu sagen, die Befehle sind eben so.“ Nachdem der Offizier, sich nochmals entschuldigend, hinausgegangen war, wandte sich der Hauptmann zu uns, begann zu plaudern und drückte seinen Dank aus für die empfangene Fürsorge und die Aufmerksamkeit des ganzen Personals des Hofes, das bestürzt diesem tragischen Ereignis beiwohnte: jeder wollte helfen, einen Rat geben und die Lage der zwei Verwundeten erleichtern.

„Ich bin Professor an der Universität München, ich weiß, daß wir viele Freunde in Rumänien haben. Ich habe drei Jahre den Feldzug in Rußland mitgemacht und habe das Kriegskreuz. Der Krieg ist furchtbar. Aber wenn Sie nach München kommen, werde ich Ihnen unsere schöne Universität zeigen. Einmal wird doch der Tag kommen, an dem die Welt nicht mehr im Kriege sein wird . . .“

Danken Sie allen diesen Frauen und allen Anwesenden, daß sie so gut gewesen sind . . . Ich glaube, die Verwundung ist sehr schlimm“ . . . Er ruhte mit geschlossenen Augen, dann

öffnete er sie wieder, um noch einige Worte mit mir zu sprechen, aß von den Trauben und fragte oft, wie lange man brauchen würde, um ins Hospital zu kommen.

Sein Bett und das seines Kameraden wurden auf Wägen gehoben. Man deckte sie zu. Das Wetter war sehr heiß, aber sie zitterten vor Frost.

Im Augenblicke der Abfahrt fragte ich ihn: — ‚Wie ist Ihr Name, Herr Professor?‘ — ‚Zeiss, wie der große Optiker‘ und als der Wagen losfuhr, sagte er nochmals: ‚Allen Dank und vielleicht auf Wiedersehen in München.‘

Am Ende des Transportes wurde der Hauptmann von einer großen Unruhe ergriffen; man fürchtete, daß er aus seinem Bett fallen würde und hatte Mühe ihn zurückzuhalten. Als sie an der Pforte des Hospitals Halt gemacht hatten, stellte der Arzt seinen Tod fest. Sein Kamerad lebte noch einen Tag. Sie wurden in einem armseligen Dorffriedhof begraben. Das Dorf heißt Das-Marunt, Bahnhof Sighireano, an der Eisenbahnlinie Bukarest — Constanza, zwei Stunden von Bukarest entfernt.

Als wir während der folgenden Wochen ohnmächtig der Tragödie der versprengten Truppen beiwohnten, die sich in den Maisfeldern versteckten und nur nachts herauskamen um das Wasser zu trinken, das man ihnen heimlich gab, als wir die Erschlagenen an den Straßenrändern sahen, die die aufgeschreckte Bevölkerung zu beerdigen versuchte, habe ich mir gedacht, daß Gott sich des Hauptmann Zeiss erbarmt hat und ihm diese letzten Leiden erspart hat.“

Das Bild von Hans Zeiss steht vor uns als das eines Mannes, der in einer schweren Zeit unter mancherlei Nöten und Anfechtungen seinen Weg suchen mußte, dem es aber gelang, über sich selbst zur Klarheit zu kommen und sein Maß zu finden. Als wir ihn im Seminar einst fragten, was er für das höchste Bemühen des Menschen halte, antwortete er ohne Bedenken: Das Streben nach Gerechtigkeit. Wir verstanden das damals nicht recht und haben erst später eingesehen, was dieses Streben nach Gerechtigkeit Zeiss selbst bedeutet hat. Es hat ihn immer aufs neue bewegt, seine Mitmenschen recht kennen zu lernen, ihre Eigenart zu achten und alle Eitelkeiten und Vorurteile zu vertreiben, die geeignet waren, das Verhältnis zu ihnen zu trüben. Auch die Wissenschaft war ihm nichts anderes als das Bestreben, die Erscheinungen des Lebens gerecht zu beurteilen. So betrachtete er die Geschichtswissenschaft letzten Endes nicht als eine Kriminalistik der Vergangenheit, sondern vielmehr als den Versuch der Gegenwart, sich mit ihren Erkenntnismitteln Rechenschaft über ihre Entstehung zu geben. Leben und Erkennen waren für Zeiss nicht unabhängig voneinander denkbar, sondern nur als Wirkungen der gleichen Kraft.

Wenn wir auf dieses tapfere und klare Leben zurückblicken, umfängt uns mit der Trauer um sein allzu frühes Ende auch tiefe Ehrfurcht und Dankbarkeit. In ihm hat sich erfüllt, was Adalbert Stifter als das hohe Ziel seines eigenen Lebens ausgesprochen hat: „Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren gelassenen Sterben halte ich für groß.“